

dtv

Warum habe ich nur darauf bestanden, zu Hause zu feiern?, fragt sich die 49-jährige Barbara am Vorabend ihrer Silberhochzeit. Immer bleibt alles an ihr hängen. Auch ihr Mann Gernot ist mäßig begeistert, aber irgendwie soll es doch ein schönes Familienfest werden. Die Kleinstadt Neuenburg ist für ein Wochenende die Bühne, wo sie sich treffen: die Großtanten, die noch die Flucht aus Danzig 1945 erlebt haben, Geschwister, Cousinen und Cousins, Kinder, Nichten und Neffen, aber auch friedliebende Wohnwagenbewohner, türkische Mitbürger, intrigante Honoratioren, ein Unternehmer, der die politische Macht in der Stadt an sich gerissen hat. Nur Gernots Cousin und seine Frau sind nicht dabei. Sie haben es vorgezogen, in ihrer spanischen Villa zu bleiben und an einer Charity-Veranstaltung der Reichen und Schönen teilzunehmen, während vor dem feinsandigen Strand afrikanische Flüchtlinge um ihr Leben ringen... Mehr als die Geschichte einer Familie: ein großer Roman über Liebe und Leid, Heimat und Emigration und ein scharf konturiertes Spiegelbild der Gesellschaft, in der wir leben.

*Sabine Friedrich*, 1958 in Coburg geboren, studierte Germanistik und Anglistik und promovierte 1989 in München. Nach zahlreichen Orts- und Berufswechseln quer durchs In- und Ausland lebt sie heute mit ihrer Familie wieder in Coburg. Sie hat eine Reihe von Romanen veröffentlicht, zuletzt ›Wer wir sind‹, das große Epos über den deutschen Widerstand gegen das NS-Regime.

Sabine Friedrich

# Familiensilber

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Sabine Friedrich  
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:  
Puppenhaus (dtv 20936)  
Immerwahr (dtv 21488; E-Book: 42376/42377)  
Wer wir sind (dtv 28003; E-Book: 41625/41626)  
Wer wir sind. Werkstattbericht  
(dtv 21403; E-Book: 41629/41630)  
Den vorliegenden Roman gibt es auch als E-Book  
(dtv 42368/42369)

Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)



Ungekürzte Ausgabe 2014  
© 2005 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
Dieses Werk wurde vermittelt durch die literarische Agentur  
Thomas Schlück GmbH, Garbsen.  
Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte vorbehalten.  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlaggestaltung unter Verwendung des Bildes ›Lichtblick‹ (1997)  
von Henning von Gierke, VG Bild-Kunst, Bonn 2014  
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen  
Gesetzt aus der Goudy Old Style 11/13,5  
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21538-1

Zu dem Ort, an dem er sterben wird,  
macht der Mensch sich früh am Morgen auf.  
*Ahmadou Kourouma*



I

Donnerstag

Am Golf von Gibraltar



*Tarifa, die südlichste Stadt Kontinentaleuropas, liegt genau am Schnittpunkt zwischen der Westwind-Drift der nördlichen Tiefdruckgebiete und den südlichen Passatwinden. Wind- und Wellenverhältnisse ändern sich deshalb sehr schnell. Wetterprognosen sind äußerst unzuverlässig. Konstant ist hier eigentlich nur eines: der ständige Wind. Wobei die Straße von Gibraltar wie eine Düse wirkt, die jeden Luftzug bündelt und zusätzlich beschleunigt –*

Ein Knacken und Knattern wie von einem Maschinengewehr. Dann ein Fluch Josés, der vorn auf dem Beifahrersitz schon wieder mit der defekten Mikrofonanlage kämpft. Marianne und Walter Lehmann sitzen in einem Bus der Andalusia Tours. Es ist ein kleiner Bus, exklusiv. Keine Spur von Massentourismus, wie Marianne vor der Abreise mehrmals betont hat, Marianne liest in ihrem Reiseführer. Walter nutzt die Gelegenheit. Er lehnt den Kopf zurück, schließt die Augen, im Moment ist das vollkommen ungefährlich. Solange Marianne liest, hat Walter keine Ermahnungen zu befürchten.

Walter? Walter, schläfst du etwa? Walter! Du guckst ja gar nicht!

Marianne hat Walter diese Reise geschenkt, zu seinem fünf-undsechzigsten Geburtstag. Oder vielleicht eher sich selbst? Aber das ist egal, in Walters Augen. Marianne wollte an die Algarve und die Costa de la Luz, also wären sie in jedem Fall gefahren. Und bezahlen muss ohnehin Walter. Denn wenn Marianne ihn einlädt, von welchem Geld tut sie das dann wohl? Doch von dem Geld, das Walter ihr vorher gegeben hat. Das er verdient, mit seiner Arbeit. Nicht dass Walter lieber etwas anderes zum Geburtstag bekommen hätte als eine Reise. Walter selbst hat keine Wünsche. Er hat ja alles, was er braucht. Und was er nicht

hat, das besorgt er sich eben: Walter ist imstande, sich drei Tage vor Weihnachten eine neue Uhr zu kaufen, während die ganze Familie seit Wochen darüber nachgrübelt, was man Papa dieses Jahr schenken könnte. Deshalb ist es seit Langem lehmannscher Brauch, dass Walter Marianne bestimmen lässt, welche Wünsche er nicht hat. Natürlich sprechen sie sich vorher immer miteinander ab.

Walter? Biggi Schröder hat mich gefragt, was sie dir zum Geburtstag schenken sollen. Sie wollen alle zusammenlegen, hat sie gesagt. Es soll also ruhig was Anständiges sein.

Tja. Na gut, schön. Aber ich weiß wirklich nicht. Was meinst du? Was brauche ich denn?

Zu Walters fünfzigstem Geburtstag hat Marianne eine Filmkamera von Schröder & Co. bekommen. Zu Walters sechzigstem eine Fahrt mit dem Heißluftballon, für zwei Personen natürlich. Und jetzt, zu Walters fünfundsechzigstem, einen Beistelltisch aus dem Biedermeier.

Als hätte die Möbelfabrik Lehmann & Sohn nicht selbst genug Kleinmöbel auf Lager! Leider sogar mehr als genug. Was nun allerdings nicht heißen soll, dass die Firma ernstlich in Schwierigkeiten wäre. Diesen Gedanken verbietet sich Walter. Er gehört nicht zu den Jammerlappen. Der Wirtschaft geht es nun mal schlecht, da halten die Leute lieber ihr Geld zusammen. Klar, dass sie mit dieser Haltung die Krise immer weiter verschärfen. Aber das ist ihnen völlig egal. Die Endabnehmer der lehmannschen Möbel hegen die diffuse Befürchtung, dass die Zeiten noch schlechter werden könnten: Und was soll ihnen dann ein Beistelltisch nützen? Oder vielleicht ist es sogar noch dramatischer. Vielleicht haben die Leute gar keine Wünsche mehr. Vielleicht haben sie sie endgültig satt, die ewige Kauferei. Aber was würde dann aus Lehmann & Sohn? Aus Deutschland, Europa? Der westlichen Welt? Wobei das allmählich nicht mehr Walters Problem sein sollte. Walter hat seinen Anteil geleistet. Soll er vielleicht arbeiten und sich sorgen und kümmern, bis er umfällt? Nein. Im Laufe dieses Sommers, der nun seinem Ende entgegengeht, hat er sich mehr und mehr aus dem Tagesgeschäft der

Firma zurückgezogen. Anfang kommenden Jahres wird er endgültig aufhören und die Firma seinem Sohn Mark übergeben, die Stimme des Professors drängt sich in Walters Gedankengänge wie ein drittrangiger Politiker ins Bild einer Fernsehkamera.

»Etwa 52 Prozent des Jahres fegt der Poniente vom Atlantik zum Mittelmeer herüber. 42 Prozent des Jahres bläst der Levante vom Mittelmeer zum Atlantik.«

Professor Klugscheißer. Er sitzt ausgerechnet auf dem Platz vor Walter. Er hat jetzt ebenfalls in seinem Reiseführer zu lesen begonnen. Aber im Gegensatz zu Marianne liest er nicht stumm. Er liest seiner Frau vor, und zwar laut genug, dass auch Walter etwas davon hat, in Wirklichkeit ist er gar kein Professor. Die Lehmanns nennen ihn lediglich so. Womit er tatsächlich sein Geld verdient, ist noch nicht so recht klar geworden: Im Museo de Bellas Artes hat er behauptet, er wäre Maler. Dann aber, im Angesicht der Alhambra, war er mit einem Mal Architekt.

»Der ständige Wind bietet paradiesische Bedingungen für Surfer«, doziert der Professor. »Gleichzeitig sorgt er dafür, dass dieser stürmische Küstenabschnitt bisher von Betonburgen für Badegäste verschont geblieben ist.«

Nun, das wird immerhin Marianne freuen. Andererseits steht zu befürchten, dass die Unterkunft, in der Walter heute Abend seine Reisetaschen auspacken muss, wieder extrem lokaltypisch sein wird. Aber bleiben werden sie ja ohnehin nicht. So oder so muss Walter morgen in aller Frühe die Taschen wieder einpacken und zurück in den Bus schleppen, und auf geht es zur nächsten Sehenswürdigkeit, Walter ist froh, dass sie wenigstens die Ruinen schon erledigt haben.

Forum, Gerichtsgebäude, Tempel von Baelo Claudia. Der Professor hat natürlich wieder alle am Schatz seines Wissens teilhaben lassen und verschämt gestanden, dass er auch als Historiker nicht ganz unbeleckt sei.

»Spanien war ja eine römische Kolonie! Eine Weile lang war sogar Cäsar da, das wissen viele gar nicht. Baelo Claudia florierte. Der Thunfisch, den man hier verarbeitete, wurde ins ganze römische Weltreich exportiert.«

Aber dann kamen die Westgoten und dann die islamische Invasion. Und was von der florierenden Weltwirtschaft des Professors geblieben ist, das sind die Ruinen einiger kleiner Läden und ein paar Tröge für toten Fisch, Walter hat ehrlich gestanden die Nase voll von alten Steinen.

Aber Marianne nicht. Marianne ist unermüdlich. Griechenland, Bretagne, Kreta, Italien: Wer mit Marianne unterwegs ist, könnte leicht den Eindruck gewinnen, ganz Europa bestünde aus Schutt. Keltischer, maurischer, griechischer, römischer Schutt. Untergegangene Weltreiche, wo man hintritt, und dazwischen überfüllte Strände ohne einen Quadratzentimeter Schatten und Kneipen mit unbequemen Holzbänken, wo das Essen mehr Knoblauch enthält, als einem normalen Mitteleuropäer auf Dauer guttut, Walter hat die ganze Herumfahreerei gründlich satt.

Im Frühling hat er deswegen eine kleine Villa erstanden, in einer recht exklusiven Urbanisation oberhalb von Marbella. Er hat gehofft, dass Mariannes Fernweh mit diesem Häuschen ein Ziel finden wird. Er hat sich vorgestellt, dass er seine Ferien fortan in einem Liegestuhl auf der Terrasse vor seinem Haus verbringen kann, mit einem Haufen deutscher Zeitungen, während Marianne in Ruhe alles besichtigt, was in der Nähe liegt, zusammen mit den netten, kulturell interessierten Nachbarn, die sie perfekterweise gleich dazukriegen würden: Aber nun, kaum ein halbes Jahr später, genügen Tagesausflüge Marianne schon nicht mehr. Ihr Fernweh ist ungebrochen. Und mit diesem Kurztrip ist Walter noch vergleichsweise gut weggekommen.

Marianne hätte es sich auch in den Kopf setzen können, nach Marokko zu fliegen oder auf die Kanaren. Walter, mit geschlossenen Augen in seinen Sitz zurückgelehnt, versucht unauffällig seinen Gürtel zu lockern. Dieses infernalische Mittagessen, vorhin wieder! Knoblauch knollenweise und Gallonen von Öl, darin einige gekrümmte Krabben von blässlichem Rosa wie ertrunkene Maden, vielleicht war der Knoblauch sogar an dem Vorfall in dem Souvenirladen schuld?

In den Walter gegangen war, um der Hitze zwischen den Rui-

nen zu entkommen und eine dieser großen spanischen Wasserflaschen zu kaufen. Der Laden war leer. Aus einem Hinterzimmer hörte Walter aber Stimmen. Also würde sicher gleich jemand kommen und ihn bedienen, Walter betrachtete den Touristenrödel. Die Postkarten mit Meeresansichten, mit der Alhambra bei Nacht. Die Poster mit Flamencotänzerinnen, die grellbunten T-Shirts mit »I ♥ Andalusia«-Aufdruck und die unvermeidlichen Sammeltassen mit Picasso- und Dalí-Motiven, eine Art Beklemmung erfasste Walter. Was war das nur alles für ein Zeug? Wer brauchte solchen Müll? Und wer um Himmels willen verbrachte seine kurze kostbare Lebenszeit damit, diesen Schrott herzustellen? Das Knoblaucharoma des Mittagessens stieß ihm erneut auf. Ihm wurde schwindlig, speiübel, wie viele Ständer mit gestanzten Ledergürteln, Strandspielzeug, falschem Safran würde er wohl umreißen, wenn er jetzt tatsächlich zu Boden ging? Und wie absurd, womöglich so seinen Geist aufzugeben! Inmitten von Ruinen, erdrückt, erstickt, begraben unter Kitsch, zum Glück war der Spuk nach einem Moment wieder vorbei.

Und zum Glück hat Marianne nichts von der Sache mitbekommen: Sie hätte sicher auf einem Arztbesuch, womöglich auf einem Krankenhaus-Check bestanden, Walter hofft jedenfalls, dass er im Bett sterben wird, wenn es eines Tages so weit ist. Am besten im Schlaf, sodass er nichts fühlt. Aber das sind ja nichts als morbide Gedanken. Walter fühlt sich hervorragend, im Großen und Ganzen. Und fünfundsechzig ist doch wirklich noch kein Alter, der Bus windet sich nun nach Tarifa hinunter.

Marianne schlägt ihren Reiseführer zu und sieht aus dem Fenster. Die Landschaft draußen ist spätsommerstaubig. Das Licht ist blendend, milchig weiß, mit einem ebenso blendenden Himmel darüber. Weit drüben jenseits der Straße von Gibraltar ist schwach die afrikanische Küste auszumachen. Marianne hat schon oft Fotos gesehen, von dieser Aussicht. Sie hat sich seit Wochen darauf gefreut, sie endlich in Wirklichkeit zu erleben, die Fotos waren allerdings klarer. Das Atlasgebirge war auf ihnen ganz deutlich zu erkennen. So wie die Alpen, auf manchen Post-

karten von München: auf denen es aussieht, als würden die Berge kurz hinter dem Isartorplatz beginnen, ist dies vielleicht die falsche Jahreszeit? Hätten sie lieber schon im August kommen sollen? Marianne blickt zu Walter hinüber, der noch immer die Augen geschlossen hat.

Schläft er etwa?

Aber Marianne sagt nichts!

Wenn Walter schlafen und den Blick auf die afrikanische Küste verpassen will, dann ist das schließlich allein seine Sache. Marianne darf nicht vergessen, dass Walter in letzter Zeit ein paar Probleme mit dem Herzen gehabt hat. Nichts Ernstes, bewahre. Nichts Organisches, hat der Arzt gesagt. Keinerlei Grund zur Unruhe, wirklich nicht, andererseits, seine Cholesterinwerte sind auch nicht besonders gut. Deshalb hat Marianne ihm ja auch diesen Ausflug geschenkt. Ohne neue Eindrücke altert der Mensch, das ist Mariannes Ansicht. Man rostet ein, man spürt nicht mehr, dass man am Leben ist, nein, Marianne ist nicht enttäuscht!

Es ist doch ein Erlebnis, hier zu sein. Ein echtes Erlebnis, an das sie sich lange erinnern wird, der Bus windet sich tiefer und tiefer hinab. Die Mikrofonanlage beginnt erneut zu knattern. Und das bei dem Preis. Eigentlich ist es ein starkes Stück. Marianne ist ja immer bemüht, die Dinge positiv zu sehen: Aber über diese Mikrofonanlage wird Walter sich in Marbella beschweren müssen. Das gehört sich nun mal so. Man kann sich nicht über alles hinwegsetzen, nur weil es einem lästig ist, sie fahren jetzt am Meer entlang.

»Walter?«, sagt Marianne. »Walter! Jetzt wach doch endlich auf. Wir sind schon am Strand!«

Walter öffnet die Augen. Sie sind am Strand, genau wie Marianne es verkündet hat.

»Sehr schön«, sagt Walter.

Er merkt selbst, dass das bei Weitem nicht reicht. Er nimmt einen neuen Anlauf.

»Wirklich herrlich«, sagt er.

Marianne versucht ein Lächeln, wendet dann den Kopf ab.

Sie hat es gut gemeint, mit dieser Reise. Sie meint es immer gut: Walter weiß das auch ganz genau, er greift über den Reiseführer hinweg und streichelt ihre Hand. Der Bus hält auf einem Parkplatz, vor einem Hotel. Das Hotel liegt einsam, allein in der Weite. Der Wind presst sich nun heftig gegen den Bus, lässt ihn beben, wanken, dazwischen sind einzelne stärkere Böen fühlbar wie seismische Erschütterungen. Marianne räumt ihre und Walters Sachen zusammen. Die Türen öffnen sich. Die Passagiere klettern ins Freie, einer nach dem anderen, gebückt wie Krieger aus einem Unterschlupf. José schreit gegen den Wind an.

»Hier sind wir also! Am Strand von Tarifa! Am äußersten Vorposten Europas! Nur eine etwa vierzehn Kilometer breite Meerenge trennt uns hier noch von Afrika! Bei guter Sicht! ist die Küste Marokkos! zum Greifen nahe! Dahinter kann man das Atlasgebirge erkennen!«

Aber die Sicht ist nicht gut. Die Luft ist voll Wasserstaub und feinem Sand. Die Truppe kämpft sich dennoch weiter voran. Stemmt sich dem Wind entgegen, der ihnen Tränen in die Augen treibt, warum hat José sie nicht besser zum Leuchtturm am Cabo de Trafalgar gebracht? Das würde der Professor gern wissen. Am Cabo de Trafalgar ist man Afrika doch noch um einiges näher. Ein auch historisch interessanter Punkt zudem, wegen der gleichnamigen Schlacht, in der Lord Nelson bekanntlich die spanische Armada besiegt hat. José seufzt. Alles gut und schön, aber der Leuchtturm ist leider militärisches Sperrgebiet. Der Professor ist empört. Entschuldigung, aber warum denn das bitte? Das ist doch absurd. Südspanien ist doch kein Kriegsschauplatz, sondern eine Urlaubsgegend! Weiter drüben am Strand hocken merkwürdige Gefährte im Sand, schief wie die Überbleibsel von Schiffswracks.

Umgebaute VW-Busse, Geländemobile. Lastwagen mit zusammengebastelten Wohnaufbauten, vom Sand zugeweht bis zu den deutschen, französischen, englischen Nummernschildern, dahinter zieht sich der Strand weiter, in eine weiß leuchtende Ferne. Reißt Mariannes Blick mit sich hinüber nach Afrika, jenseits der sturmholprigen Straße von Gibraltar, auf der die Segel

der Surfer glänzen wie bunte Motten, Marianne weiß natürlich von den afrikanischen Hungersnöten.

Sie ist informiert über Dürren, Überschwemmungen, Virus-Epidemien, afrikanische Massaker, die immerwährenden afrikanischen Bürgerkriege: Aber in Mariannes Kopf gibt es zwei Afrikas. Beide sind Produkte des Fernsehens. Das Afrika der Katastrophenmeldungen ist das der Abendnachrichten. Das andere Afrika jedoch, das, aus dem sich Mariannes Vorstellungen vor allem speisen, ist das Afrika der Tierfilme aus den Sechzigerjahren, in denen ein deutscher Zoodirektor den Wanderungen riesiger Gnu- und Zebraherden über das wogende Grasland eines offensichtlich fast menschenleeren Kontinents zu folgen pflegte, für Marianne ist die Küste dort drüben deshalb eine Art letzte Trennlinie, zwischen ihr und der Wildnis.

Eine Art äußerster Rand: hinter dem Wüsten beginnen und Savannen. Buschland, das weiter- und weitergeht, sich schließlich verliert in der hitzeflimmernden Ferne, Marianne, die übers Wasser blickt, erfüllt auf einmal ein Gefühl der Weite. Ein Gefühl der Freiheit. Oder vielleicht ist es eine Art Sehnsucht. Eine grenzenlose Sehnsucht, nach grenzenloser Freiheit, Marianne hat natürlich keine Ahnung, dass ihr gegenüber, am anderen Ufer des Meeres, ein Mann steht und zu ihr hinüberstarrt.

Er ist noch jung, Mitte zwanzig vielleicht. Er singt etwas vor sich hin, sehr leise,

*On my way to Calamocarro, in the last assembly,  
on my way to España,*

Schwer zu sagen, was in diesem Moment in ihm vorgeht. Schwer zu sagen, wo er überhaupt herkommt. Wo er geboren ist, in welchen Ländern er sich seitdem aufgehalten hat, er könnte Marokkaner oder Algerier sein. Seine Haut ist allerdings ziemlich dunkel. Vielleicht ist er doch eher ein *súbsahariano*: ein Schwarzafrikaner von jenseits der Wüste, vielleicht kommt er aus Nigeria. Vielleicht aus Kamerun. Vielleicht ist er aus Sierra Leone nach Liberia geflohen, bevor er sich auf den Weg zu dieser Küste gemacht hat? Oder aus Liberia nach Sierra Leone. Oder

aus einem der beiden Länder nach Ghana, wo es auch viele Flüchtlinge aus Togo gibt, während Ghanaer ihrerseits oft nach Togo fliehen, er könnte auch aus Mauretaniens sein. In Mauretaniens halten sich eine Menge Leute aus Mali auf. Nach Mali wiederum ziehen die Mauretanier, wenn sie nicht in den Senegal gehen, festzustehen scheint also nur eines: Der Mann dort drüben hat Tausende von Kilometern zurückgelegt. Er hat den afrikanischen Busch durchquert, von dem Marianne träumt, die Wüsten und Gebirgszüge. Hat Grenze um Grenze überwunden, in klapprigen Zügen, in zerbeulten Bussen, auf Karren, auf der Ladefläche von Lastwagen, auf seinen eigenen Füßen, die in staubrissigen, an den Fersen heruntergetretenen Abendschuhen stecken, um nun dort drüben zu stehen und nach Europa hinüberzstarren.

Zu Marianne: der Professor soeben erklärt, dass die riesige Düne, die den Strand zur Rechten begrenzt, eine Wanderdüne ist.

Eine Wanderdüne!

Marianne hat noch nie eine Wanderdüne gesehen. Oder vielleicht doch, und sie hat es nur nicht gewusst? Denn Wanderdünen gibt es auch in Deutschland, erklärt der Professor. Sie entstehen, weil man Raubbau mit einem Landstrich getrieben hat, sodass er verödet, dem Wind nichts mehr entgegenzusetzen kann, es ist nicht so, dass man der Düne irgendetwas anmerkt. Sie sieht harmlos aus, wie ein riesiger Haufen Sand. Sie scheint vollkommen ruhig: während der Wind Sandkorn für Sandkorn weiterträgt, eine Wanderdüne kann alles unter sich begraben. Sie kann ganze Dörfer schlucken, um dann Jahre, Jahrzehnte später ihre Ruinen wieder auszuspucken. Und dagegen lässt sich nichts tun, jedenfalls nicht auf die Schnelle. Aufhalten lassen sich nur große Dinge, Panzer vielleicht oder Felsbrocken. Aber Sandkörnchen? Ein Sandkörnchen, das der Wind trägt? Genauso gut könnte man versuchen, die Zeit selbst aufzuhalten, der Nachmittag schreitet allmählich fort.

Der Abend kommt. Die Dämmerung färbt das Wasser einen Moment lang lila, dann stahlgrau: Aber da sitzen Walter und Marianne schon längst in der gemütlichen Tapasbar, in die José seine Reisegruppe ganz spontan geführt hat. José führt jede seiner Gruppen spontan in diese Tapasbar, gegen ein entsprechendes Entgelt vom Wirt natürlich, das der Wirt dann den deutschen Gästen wieder abknöpft, José hat früher mal Philosophie und Musikwissenschaften studiert. In Deutschland übrigens, was auch seine ausgezeichneten deutschen Sprachkenntnisse erklärt: Und nun ist er Reiseleiter bei Andalusia Tours. Schlepper, für eine Tapasbar. Nicht gerade eine berauschende Karriere. Und genau deswegen ist ihm nun auch noch Maria Estrella durch die Lappen gegangen.

Zugegeben hat sie das natürlich nicht. Offiziell hat sie José abgewiesen, weil er keine Gefühlkultur hat. Gefühlkultur? Was soll denn das überhaupt für ein Wort sein? Aber um Gefühle ging es auch gar nicht. Oder will Maria Estrella allen Ernstes behaupten, der Kerl, den sie sich ausgesucht hat, hätte mehr Gefühlkultur als José? Ein Landbesitzer, der in der Gegend von Almería einen Agrar-Großbetrieb leitet, die einzige Art Kultur, von der dieser Tomaten-Don eine Ahnung hat, ist die Folienkultur! Aber freilich, er beliefert den internationalen Markt. Er kann sich festangestellte Spezialisten leisten, komplizierte Chemikalien, modernste Technik und nun auch noch Maria Estrella, José ist entsprechend angewidert.

Er hat schon ernstlich darüber nachgedacht, ob er nicht auswandern soll. Man muss sein Leben selbst in die Hand nehmen, statt sich zu beklagen, sonst kommt man zu nichts. Man muss Risikobereitschaft mitbringen, ein hohes Maß an Eigenmotivation. Man muss vor allem mobil sein, der Mann an der Küste Afrikas hebt jetzt sein Bündel auf.

Es ist der Mann, der vor ein paar Stunden zu Marianne hinübergeblickt hat. Er ist inzwischen nicht mehr allein: Ungefähr fünfunddreißig Männer, Frauen und Kinder haben sich mittlerweile am Strand versammelt. Ihr Schlepper macht gerade das

Boot startklar. Es ist ein Schlauchboot mit Außenbordmotor. Drei der Männer, die das Boot umringen, sind Haschischsmuggler. Einer ist Tierarzt. Einer ist Autoschlosser. Einer ist ein Polizistenmörder. Einer war Angestellter der Stadtverwaltung von Lagos. Die anderen sind Lehrer, Fischer, Hafenarbeiter, Polizisten, Kellner, Lastwagenfahrer, einige der vierzehn Frauen haben Kleinkinder auf dem Arm. Zwei sind schwanger. Zwei sind zukünftige Prostituierte, die sich bei der Schlepperorganisation vertraglich verpflichtet haben, 25 000 Euro an ihren zukünftigen europäischen Eigentümer zu bezahlen, einem der Kinder fehlt das rechte Ohr.

Es ist ein Junge, vielleicht fünfzehn Jahre alt. Er ist mit seinem kleinen Bruder unterwegs. Der Kleine hat ein Spielzeug dabei. Es ist ein Lastwagen, den er selbst gemacht hat, vor ein paar Jahren schon. Der Lastwagen ist aus Coladosen, Drahtresten. Er ist aus Müll. Er ist sehr schön, ein colarotes Kunstwerk, die Scheiben sind aus der Folie einer alten Röntgenaufnahme geschnitten, mit der rostigen Verbandsschere, die die Mitarbeiter der Hilfsorganisation bei ihrem Abzug aus dem Dorf zurückgelassen haben. Der Junge ohne Ohr hält den Lastwagen, damit sein kleiner Bruder ins Boot klettern kann. Das Boot ist ziemlich voll. Die Kinder finden aber noch einen Platz neben einem Mann, der auf seinem Bündel kauert, in der Hand ein paar ausgetretene, an den Senkeln zusammengebundene Abendschuhe,

*On my way to Calamocarro, in the last assembly,  
on my way to España,*

Gegen Mitternacht brechen sie auf, in Richtung Tarifa.

Wo das Trüppchen der Deutschen noch immer am Tresen der Tapasbar sitzt, bei Rotwein und Serranoschinken, der sogar Walter schmeckt, die Tapasbar ist wirklich gemütlich. Es ist ein sehr netter Abend, das finden alle. Und jetzt beginnt auch noch jemand zu singen.

Ein Deutscher, schon älter, mit ergrauendem Haar. Er singt ›Granada‹. Er gehört nicht zu Josés Gruppe. Er sitzt weiter hin-

ten an einem Tisch, inmitten seiner Freunde, wahrscheinlich hat er schon einen Schluck getrunken? Sonst würde er sich doch wohl kaum so gehen lassen. Aber er hat eine überraschend gute Stimme, das muss man sagen. Einen klaren, kräftigen Tenor, der seinen mittlerweile recht hochgestimmten Zuhörern direkt ins Zwerchfell fährt, ist er womöglich ein echter Künstler? Einer, der mit seiner Singerei was verdient? Möglich wäre es, Josés Truppe applaudiert heftig. Der Tenor freut sich über den Beifall. Also ist er wohl doch nur ein Laie. Aber er singt gleich noch etwas, aus einer Operette von Franz Lehár,

*Freunde! Das Leben ist lebenswert!*

Ein Schauer überläuft Marianne. Sie schiebt ihre Hand in die Walters, ihr ist es jedenfalls ganz egal, ob dieser Sänger echt ist oder nicht. Marianne liebt Operetten. Und gerade dieses Lied geht ihr jedes Mal durch und durch. Wie wunderbar, es nun ausgerechnet hier zu hören, Walter erwidert den Druck ihrer Hand. Auch er liebt Operetten,

*Jeder Tag kann Schönes uns geben,*

*Jeder Tag ein neues Erleben,*

*Jede Stunde verjüngt sich die Welt!*

*Die herrliche Welt!*

Marianne hat Tränen in den Augen. Es ist jetzt tatsächlich fast, als wären sie wieder jung. Walter küsst Marianne auf die Wange. Es ist ein herrlicher Abend. Ein ganz besonderer Abend: den Marianne so schnell nicht vergessen wird, der Professor lässt Cava bringen, für alle. Marianne und Walter stoßen miteinander an. Der Cava ist so kalt, dass die Gläser beschlagen. Der Sänger verneigt sich. Der Applaus ist überschwänglich,

»Walter?«, sagt Marianne. »Weißt du was? Ich möchte so gern mal nach Afrika. Was meinst du? Nur für einen Tag? José, kann man denn von hier aus nach Afrika?«

»Natürlich!«, sagt José. »Gar kein Problem. Mit dem Jumbo-Cat sind Sie in fünfunddreißig Minuten in Tanger. Sie brauchen nicht mal ein Visum. Es gibt sogar ein deutsches Unternehmen, das solche Tagestouren veranstaltet, ich kann das gern für Sie arrangieren. Ich kenne die Leute.«